

(Nachdruck verboten.)

87]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„... Das verbrecherische Individuum behauptete, die Amerikaner haben Kanonen, deren Geschosse fünfzig Werst weit fliegen; das ist zwar unglaublich, aber in jedem Falle können sie einen Ueberfall planen, da sie die Unzulänglichkeit unserer Garnison und die Blindheit und Beschränktheit des Isprawnik kennen gelernt haben, der die Feinde von Thron und Altar bei ihren Streitigkeiten mit den ruhigen Bürgern stets unterstützt. Einer von ihnen, Tscherewin, führt das große Wort im Krankenhaus und beherrscht den Bezirksarzt vollständig; Samuel, ein anderer, thut jetzt beim Isprawnik, was er will, und geht darauf aus, sich der Polizei und der ganzen Verwaltung zu bemächtigen. Das kann zu dem Streben führen, die ganze Provinz loszureißen und einen selbständigen Staat auf amerikanische Art zu gründen. Wenn das nicht gelingen sollte, wollten sie — so erzählte Muzhja — sich in die am Ufer zurückgelassenen kupfernen Boote einschiffen, ein sie erwartendes amerikanisches Dampfboot besteigen und auf und davon segeln. Und uns sind die Hände gebunden, wir können weder das Verbrechen rechtzeitig vereiteln, noch die Intriquen der Ausländer bloßstellen, denn wir haben weder Waffen noch Munition. Und selbst gewaffnet könnten wir nichts thun, denn der Isprawnik ist für den Frieden und behauptet, die Polizei sei nicht zum Kriegsführen da. Unsere einzige Hoffnung bleibt der Adjunkt des Isprawnik, aber was kann dieser treue russische Mann und Patriot auf einem untergeordneten Posten thun, überhäuft von Arbeit, wie er ist, indem er sowohl seinen eignen Obliegenheiten, als auch ungerechterweise denen des Isprawnik nachkommen muß? Was edle Bürger der Stadt und treue Unterthanen bestätigen können, als da sind: Iwan Iwanitsch Kosloff, Warlaam Warlaamowitsch Diakonoff, der Jakut Las, der Feldscher Fiodorkin, der Schreiber Denissow, der Popensohn Panteleon und viele andre, wie auch der Herr Adjunkt selbst, so weit er es über sein edles Herz bringen könnte, das immer voller Schonung für seine Vorgesetzten ist.“

Das sorgfältig versiegelte anonyme Schriftstück wurde vom Adjunkten eigenhändig in das Futter einer Hasenfelle eingeklebt, die ein Kosak am andern Tage als ein Geschenk des Adjunkten für einen seiner Freunde in die Gouvernementshauptstadt mitnehmen sollte. Dieser aber wußte schon, was er darin suchen und was er mit dem Felle thun sollte.

12.

Eines Morgens, bald nach der Abreise der Amerikaner, verließen Niehorski und Krassuski heimlich Njurdichnj und schlugen einen Pfad ein, der durch das dicke Gebüsch über Burumut zu Herrn Jan führte.

Mit dem Städtchen war auch jeder farbige Fleck verschwunden, und so weit sie sehen konnten, war alles weiß. Ueber dem fleckenlosen Schnee, der die Erde bedeckte, lagerten eifige Dünste; aus diesen tauchten bereifte Bäume und Sträucher auf, wanden sich knorrige Äste ans Licht und strebten zerzauste Galmgarben empor, die mit eisigen Nadeln wie mit blinkenden Härchen bedeckt waren; hier und da streckte Weidengebüsch seine spitzen Gerten wie Stacheln aus, und all das war vom Eis weißgeleckt, vom Schnee mit gefiederten Kristallen übersät worden, daß es aussah wie lichter, flüchtiger Rauch, der plötzlich in der Luft erstarrt und hängen geblieben ist. Sie verfolgten einen weißen Tunnel, den ein kaum erkennbarer, blaßgelber Pfad durchs Dickicht geschlagen hatte. Ueber ihnen zitterten feine Eiskristalle, die der Luftstrom bei ihrem Durchgang bewegte, und der Schnee hing in weichen Flocken bis an ihre Hüften herab. Durch dies zarte Gewebe schien der bleiche Himmel eines arktischen Wintertages, an dem kaum sichtbare Sterne in mattem Glanze flimmerten.

Wald hatte der Reif, der sich an ihren Pelzkleidern ansetzte, die Wanderer den weißen Waldgespenstern um sie her gleich gemacht. Sie schritten rüstig aus, denn sie wollten noch heute in die Stadt zurückkehren. Ihr Atem gestor an Bart

und Wimpern zu kleinen Eisperlen, oder fiel in Gestalt von Schnee auf ihre Brust. Sie mußten nahezu eine geographische Meile zurücklegen und das enge Flußthal überschreiten. Als sie am Rande desselben angelangt waren, wehte es kalt, wie aus einem Keller zu ihnen herauf. In der tiefen Schlucht, die von abschüssigen Lehmwänden eingefast war, wand sich das weiße Band des Flusses trüblich durch den dichten Dunst. Sie blickten nach Norden, wo sich der Fluß mit einer scharfen Biegung zwischen den Bergen verlor, und es war ihnen, als sähen sie hinabströmendes Wasser, das auf seinem eiligen Lauf zu Stein erstarrt wäre.

„Fühlst Du nicht eine wunderliche Sehnsucht im Herzen, wenn Du diesen Fluß ansiehst — einen übermächtigen Drang, auf und davon zu gehen, in die Ferne zu schweifen? Ach, wäre doch der Frühling erst da, sähen wir doch erst in unserm Boote! Und doch wäre das erst der Anfang!“ sagte Niehorski. Krassuski sah den Freund erstaunt an.

„Es wird alles gut gehen! Wir werden alles ertragen. Auf dem Boote kommt es weniger auf Muskelkraft, als auf Kaltblütigkeit und Mut an. Wenn nur Jan einwilligt.“

„Und willigt er nicht ein, dann denken wir etwas andres aus,“ antwortete Niehorski in seinem alten energischen Ton.

Eine Zeitlang mußten sie an den Ufern des Flusses entlang gehen. Um der furchtbaren Kälte zu trotzen, die durch die dicken Pelze bis an ihren Körper, bis in die Lungen drang und sie wie im Fieberfrost erschauern ließ, suchten sie so schnell wie möglich zu gehen.

Aber trotzdem es so kalt war und sie Eile hatten, blieb Niehorski stehen, als sie durch eine enge Felspalte ans gegenüberliegende Ufer kamen. Er maß die kleine Dichtung, die von dichtem üppigen Weidengebüsch umwachsen war, mit prüfenden Blicken.

„Also diese Bucht hast Du zur Werst bestimmt?“

Krassuski nickte.

„Sie ist ausgezeichnet; aber kommt der Fluß jedesmal bis hierher, wenn er steigt?“

„Das weiß ich nicht. Wir müssen Jan danach fragen.“

Ueber die sanfte Uferböschung gelangten sie auf einem Pfade, der sich zwischen dem Gebüsch schlängelte, auf die großen Wiesen von Burumut. Der Berg, an dessen Fuße Jans Jurte stand, versperrte die Aussicht, wie ein großer Schneehaufen. Hinter ihm sahen weiterliegende Gipfelreihen hervor und große Massen von toten, weißen, düsteren Bergen. Auf ihren Höhen und Vorsprüngen lag der blaßrote Schein des sterbenden Tages, während ihr Fuß und die tiefen Klüfte in graue Dünste gehüllt waren.

Dürftige Wälder bedeckten die Abhänge mit schwächtigen, wie Borsten aufragenden Bäumen. Inmitten dieser starren öden Landschaft machte der Rauch, der über Jans Hütte schwebte, — über der einzigen Menschenwohnung weit und breit, — einen unsäglich traurigen Eindruck. Sie fanden Jan in der Nähe des Hauses; er kehrte ganz mit Schnee und Eis bedeckt und bis an die Augen in das Tuch seiner Frau eingewickelt, von den Bergen heim. Unter dem Arme schleppte er ein paar zerbrochene Hasenfallen. Er rief sie mit einem „Kudua“ an, das dumpf aus dem Tuche hervorbrang, und stäubte sich den Reif mit seinen ungeheuren Pelzhandschuhen von den Kleidern.

„Kriecht ins Haus, denn es ist kalt!“ rief er ihnen zu.

„Ich komme gleich, will nur der Kuh zu trinken geben.“

Die Frau empfing sie mit einem ziemlich sauren Gesicht. „Herr Jan ist in der Tsjaga!“ sagte sie in gebrochenem Russisch.

„Er ist schon wieder da, wir sind ihm begegnet.“

Die Augen der Frau leuchteten auf, sie setzte das Kind, das sie auf dem Schoße hielt, aufs Bett, und legte einige Stücke Holz ans Feuer. Als Jan eintrat, sah sie ihm gierig auf die Finger.

„Run . . . Gast Du wieder nichts?“ fragte sie enttäuscht.

„Na, das ist uns doch nichts Neues. Die Hasen lassen Dich grüßen! Die sind nicht so dumm und stecken den Kopf bei dieser Kälte in die Schlingen. Es ist zu kalt, um in der Luft zu hängen; im Sommer, da ist's was andres, da schauelt man sich erst nach Herzenslust und fuchelt mit den Läusen um sich, ehe man tot ist. Ich hätte keine Schlingen legen, sondern Vogenfallen stellen sollen, aber ich hab' nur zwei

haben, und sie haben auch gesprungene Lehnen. Es muß wohl ein Hase darauf herumgespielt haben, denn 's ist ja unser polnischer Karneval," fügte er polnisch hinzu, indem er sich zu seinen Gästen wandte.

"Du hast den Kopf immer voller Dummheiten, aber was sollen wir nun essen? Wir saßen im Spital und hatten's gut; und da mußt Du wieder irgend einen Unsinn aushecken. Jetzt kann ich den Gästen nicht mal was vorsetzen," flugte die Frau.

"Gieb ihnen, was Du hast! Sie werden's nicht übel nehmen, wenn sie unsern Kräutertee trinken müssen und Milch dazu. Zehretwegen brauchst Du Dir keine Sorge zu machen!"

"Das versteht sich," meinten die Verbannten.

"Daß doch die Frauen nie geschickter sein können. Sie kann's nicht begreifen, daß ich sie entweder alle Tage! uen oder samt den Kindern sitzen lassen würde, wenn ich nicht so wäre, wie ich bin; aber bin ich mal ein ordentlicher Kerl, dann muß ich eben thun, was ich thue. Denn wenn man ein Gewissen hat, handelt man in jedem Stück danach, und nicht mal so, mal so! Sehen Sie sich!" wandte er sich wieder an seine Gäste, indem er ihnen Schemel ans Feuer schob. "Nach' Dir keinen Kummer, Alte, gib uns was Warmes zu trinken und stöhne nicht! Bald zieht der Frühling ein, die Vögel kommen, das Eis bricht, die Fische tauchen aus den Tiefen auf, und dann sind wir wieder König und Königin! Was giebt's Neues in der Stadt? Was machen die Amerikaner? Tüchtige Kerle, hab' ich gehört, und ich hab' auch gehört, daß sie dies Land nehmen wollen."

"Wie? Was? Wer hat das gesagt?" rief Niehorsti angsterfüllt.

"Wer soll's gesagt haben, die Jakuten sagen's. Und ich seh' nicht ein, daß es was Schlimmes wäre. Im Gegenteil, das wäre sehr schlau von ihnen, denn die Russen wissen nicht, was sie damit anfangen sollen, und hier sind große Schätze verborgen: Holz, Pelze, Fische — ein unerschöpflicher Reichtum — und in den Bergen verschiedene Erze! Ich sag' Euch — Schätze — geradezu Schätze. Ich selbst würde ihnen Kohlen und Silber zeigen, 's ist möglich, daß sogar Gold da ist. Und die Menge Eisen und Kupfer und Blei — so viel das Herz begehrt! Die Jakuten und die Tungusen bringen mir oft Probek. Da seht, was mir neulich einer gebracht hat. Ich wollte es den Amerikanern zeigen, aber ich hab' gehört, sie sind schon fort."

(Fortsetzung folgt.)

Gipfel und Gründe.

Neue Gedichte von Karl Hendell.*)

Die Bücher Karl Hendells — auch die anthologischen — haben eins gemein: die Intensität, mit der sie Gefühl und Gedanken auf ihren Dichter lenken. Man sagt nicht zu viel, wenn man urteilt: hinter dem Dichter verschwänden eigentlich die Dinge, um die sein dichterisches Wort sich mühe. Alles, was er giebt, ist Persönlichkeit, in Welt und Zeit umher aufmerkende, schnell berührte und in Begeisterung aufwachzende Persönlichkeit. Er geht in den Dingen in dem Sinne auf, daß er dichterisch zeigte, wie die Dinge sein innerstes Leben berührten, wie sie also in ihm aufgingen. In der Steigerung dieses Wesens liegt ein Hauptmerkmal der Hendellschen Dichtung, und so giebt denn auch dieser Zug dem neuesten Versbuche Hendells die Farbe.

Den dichterischen Ertrag seiner letzten vier Lebensjahre schüttet Hendell in „Gipfel und Gründe“ aus. In diese letzten Jahre fällt seine Uebersiedlung aus der Schweiz nach Berlin. Der Wechsel der äußeren Umwelt wird in den Stoffen und auch in der bildnerischen Prägung des neuen Buches kaum sichtbar, auch in der Form des Ganzen nicht. Das aber ist eben eine Wirkung der besonderen dichterischen Natur, die wir in Hendell ansprechen müssen: er ist aus den Gründen, in denen sein suchendes Leben in Jugendzeiten sich umtrieb, zu Gipfeln aufgestiegen und sieht nun von diesen Gipfeln weiter hinaus und tiefer hinein in die Welt. Das enge Besondere weicht hinter das freie Allgemeine zurück, das den Sinn des Weltverdens ausmacht. Kulturziele leuchten wie Sterne auf: das Werden der Menschheit muß am Wert des Einzelnen gemessen werden, und diesen Wert bezeichnet das Schönheitsempfinden ganz wesentlich. Hendells aufsaugende dichterische Persönlichkeit nimmt von jedem Weltpunkte aus ihren Aufschwung in dieses Reich ihres Weltglaubens und ihrer Menschheitsfreude, und ganz und gar auf diesen Glauben und diese Freude kommt es in diesem neuen Versbuche an.

Es ist ein Buch des Rauchens über Errungenes und zu Erringendes des Geistes und der Seele. Es ist ein Dankbuch und doch auch wieder ein Kampfbuch. Nur in ganz neuer Art ist Hendell

ein Kämpfer geworden. Er ist nicht mehr der wirbelschlagende Lambour, aber immer noch schreitet er den Reigen voran, nur jetzt als ein Zeichendeuter und Prophet. Das junge Kämpfen schallt nur in Nachklängen in die neuen Tage herein, aber darin liegt wie gesagt nichts von Kampferverzicht. Die Wandlungen, von denen Hendell vor Jahren einmal sprach, sind innere Reifungen gewesen, kein Verlassen der junggewählten Bahn, kein Wecheln des Kleides, kein Wegwerfen der Hinte. Er zieht heute den Kulturtrug aus seinem Kämpfen, und alles Weiterkämpfen ist nun ein Suchen nach den Spuren des Werdens, die seinem persönlichen Werden gleichen, und es ist ein Mahnen, diesen Weg begeistert mitzuschreiten. Denn in allem Fühlen als Individuum will Hendell eng mit der Welt der Gesamtheit verbunden bleiben. Vom Individuellen aus will er die ganze Welt verstehen, im eignen Individuellen spiegelt sie sich ihm. So wächst ihm ein neues Verschmelzen mit den treibenden Werdeträgern in Welt und Menschen.

Immer wirkte diese Tendenz in ihm, aber heute wird sie mit stärkstem Bewußtsein erfasst. Im eignen Reifen gebar sich ihm als höchste Frucht das Zusammendringen der Erkenntnis, daß die alten qualenden Hemmnisse fallen, daß es tagend durch graue Niten zu kligen beginnt, und nun sieht er nicht mit den Augen des Politikers nur den Volksfortschritt zu größerer Freiheit, sondern er spürt mit den Augen des Menschheitsdenkers die Entwicklung der Gattung zu einer höheren Artmöglichkeit auf. Im Gattungsgedanken gipfelt aller Kampfwert. Das ist auch der Kern Dehmelscher Gedankenbewegung. Diesem Zielpunkte muß alles eingeordnet werden. In diesem Kriterium ist die Frage nach Gut und Böse zu entscheiden. Aus ihr quillt die neue Moral: die Moral der Gattung, die über alle ererbte moralistische Enge hinaushebt. Der schönheitschaffende Mensch ist das Ideal Hendells. In diesem Zeigen kämpft und siegt sein neues Buch.

Mit einem „Türmerlied“ setzt das Buch ein. Ungebulbige Strophen. Aus verwachten Augen brennt der Wille zum Weiterwachen. „Ich möchte Frührot sehen.“ Und nun bligen die ersten Tagzeihen. Der bedeutame Chylus „Kleine Symphonie“ fährt sofort tief in das Leben des Buches. Der erste symphonische Satz — „stürmend und drängend“ — erschließt die Jugendzeit des Weltempfindens: grelles und wildes Gegenwärtigwerden, Kampf mit qualender Kleinheit und Niedrigkeit, Willkür, Aufreizen und Aufstiegen zu asketischen Wonne bis zur Urtied-Erkennnis: „Die Welt blüht auf im Menschenkind.“ Der zweite symphonische Satz — „leichtlodend“ — ist ein Liebeslied, das der Mann singt, der ins Leben niederstieg aus mächtigen Sehnsuchts Höhen und statt der Adlerschrei Drosselschlag hört. Nun bligt dem Liebenden die Welt auf im geliebten Menschenkind, und alle erdverlorenen Himmel sind vergessen: die Erde bietet Sterne und Himmel genug. Der dritte Satz — „schwerfällig bewegt“ — enthüllt die Dual des Vereinsamen, den Keimliches Gefährde wind und matt schlug, und der unter dem Fittich der Nacht Schutz für das Eigne sucht, das er sich in Wahrheit selbst gewann. Dieses Klüchten aus dem Lauten ins Leise ist ein Erlebnis vieler Naturen, aber es ist nicht immer ein Verzichten und Aufgeben. Hendells Seele hat einen Zug tiefer Weichheit, die in blutige Dual niederdrückende Erschütterungen in ihn trägt, aber diese Weichheit ist nicht Schwächlichkeit: er stüchtete, um in sich selbst sicheren Halt in dem Loben und Treiben und Ringen und Drängen der Zeit zu finden, und in diesem Suchen offenbart sich ihm nun zugleich das bedeutame Wesen der Liebe, der Lebensgemeinschaft mit dem Weibe. Der vierte symphonische Satz — „fest gelassen, zum Schluß triumphierend“ — deutet den Lebensweg. Es ist Kraft der Persönlichkeit, was aus allem Gefühl schwermächtigen Verlassenseins erlöst. Dieser Sieg hängt mit dem Ueberwinden jenes Gefühls der Isolierung zusammen, das einer Weltanschauung entsprang, die das Ich nicht in seinem natürlichen Zusammenhange mit dem All begriff. Hendell hat dieses Allgefühl, und es giebt ihm den Begriff des höheren Wertes alles Einzelnen, der in der neugeborenen Kraft des Werdens beruht. In dieser Perspektive wirkt alle menschliche Entwicklung so groß, daß alles Kampfleid des Einzelnen winzig erscheint und alles Kleine und Enge die niederziehende Nacht verliert. In der Liebe zum Weibe aber ist dem Einzelnen das Symbol und das Gefühl seines Weltzusammenhangs gegeben:

Unser Leben ist Erlösen
Von Verzweiflung alter Art,
Neues Wesen
Spricht im Blute Leimeszart.

Wiederscheinen
Seh' ich meines Sehens Glanz,
In dem allertiefsten Einen
Sind wir wahlverbunden, wesensganz.

Schwankend wird ein Glaube,
Der im Menschenpaar sich nicht bewährt,
Sinn versinkt im Staube,
Der sich nicht zum Liebesinn verflärt.

Rein aus Wirbelmassen
Steigt ein fester Stern,
Schwebt auf gelassen
Und vermählt sich seinem Du so gern.

*) Leipzig und Berlin, Karl Hendell u. Co.

Stark in unserm Bunde,
Nicht kein Sturm uns an,
Der im tiefsten Grunde
Unsere Arter jemals lösen kann.

Mächtiges Vertrauen,
Weltvertrauen zu zweit
Auf der Menschheit neues Morgenrauen
Ueberwindet Zweifel und Zerrissenheit.

Mit dieser triumphierend ausklingenden Symphonie ist der Weg in das Wesen des Buches aufgethan. Wer den ganzen künstlerischen Gemüß gewinnen will, darf nun nicht blättern nur da und dort lesen: er muß dem Dichter Schritt um Schritt folgen. Die Gedichte sind so geordnet, daß sich das Gefühl ganz entwickelt: man durchschreite das Irdische in wunderbar reiner Höhe. Händell leitet uns an sich und so an Leben und Erde. Aber die Selbstschau seiner Lyrik ist oder mündet überall in Weltanschauung, und diese ist ein jauchzendes Hindringen zu allem, was bejaht werden muß. Die großen Gedanken feinsten Entfaltens überkommen ihn überall: auch in der Thüringer Tannenstille, die den Blick hellweit über ferngedrängte Grünwipfel schweifen läßt. Die heilige Andacht zum Lebensgroßen weht auch in den bildschillernden Völklin-Blättern. Licht und Weiße flutet durch die Sonette, die ein paar Blüten von einziger Kunstschönheit bieten, darunter das Sonett „Erscheinung“, ein in visionäre Dämmerfarbe gehülltes Abbild des eignen seelischen Wesens, das den Dichter als Gewordenen, als „Sohn der Lebensspur, die er von Anfang bis hierher gezogen“, verjünglicht. Vollgenießend stammt der Dichter sein eignes Wirken an. Ihm klingt es zu: „Selbsteignes Schauen muß stark dir bereiten und mutig vollenden den jährlichen Pfad. So lasse dich walten und walten du beiner, mit wachem Besinnen dir selber vertraut! Du sollst dich entfalten nur freier und reiner.“ Drei In-schriften leuchten am Hause seines Lebens. Die erste: Hier ist der Unterdrückten Ort! Die zweite: Hier mag der Schönheitspilger rasten! Die dritte: Ein neues Leben atme durch dies Haus! Vor dieser lebensbejahenden Kraft bückt der lebensauflösende Tod seine Macht ein. Es ist wie im überquellenden Frühling, wo selber der Tod sich lichttriefenden Lebens freut. Weg über Tod und Verlust! heißt ein Gedicht, das in die Worte ausröhrt:

Was ich Leidend verliere, schafft mir Dichtung.
Schicksal wächst und will weiteren Raum.

Sprachgewalt, Willebendigkeit, Rhythmenslut sind Zeugen der Frische des gänzlich ungebrochenen Lebens, das diesen Dichter segnet. Ein Auseinanderklaffen von Inhalt und Form drängt sich nur selten störend ein, und dann nur in einzelnen Verszeilen. Händells Rhythmen sind beseelende Kräfte, sie sind Lebensorgane seiner Lyrik ergriffenen Stoffe. In ihm haben die Rhythmen, die Jahrhunderte alt sind, urprünglichstes, unverbrauchtes Leben. Sie sind echt und stark, weil eben sein Leben echt und stark ist. Der gereifte, vertiefte Lebensinhalt muß aber zu neuen rhythmischen Bildungen führen und so drängt sich da und dort ein Aufspringen alter strophischer Taktgebundenheiten ein, das die Künstlerschaft Händells zu neuen und feinen Wirkungen führt; es ist, als erschloße sich eine Schatzkammer, die bisher unberührt blieb und nun das Geheimnis eines eigenartigen Reichthums werden solle. Ein Eindringen in die stilleren Laute und Bewegungen der Natur beginnt. Aber hier bleibt der Dichter zu sehr als von außen nahende, schauende und gleichnisbegeisterte Individualität fühlbar, er wird zu wenig Halm und Blume. So freilich ist die Art, wie man ihn kennt. Die Freude über das Erschaute überwiegt jedes andre Gefühl. Bis in die Harmonie des Vokalzusammenklanges hinein ist sie lebendig: sie hat die Musik des Jauchzenden. Das Spiel der Vokale kann ein Leuchten und Gleiten werden. Händell ist ein Wackhant in seiner Freude. Das Flutende seiner Lust zwingt ihm die natürliche Vorliebe für participiale Wendungen und Beiwörter auf, die ihn bisweilen wie ein Raubergreift und dann der Gefahr opfert, die Herrschaft über die künstlerisch bildende Sicherheit zu verlieren. Aber stobt man hier, so gebe man sich einem so herrlich ersonnenen Gedichte hin, wie das für den armen lieben Peter Hille eines ist. Wunderjam thut Händells Dichtersseele die heimlichsten Gänge in diesem Gedichte auf.

Händell ist ein Gewordener, aber die junge Feuerfrische starb ihm nicht. Mit ihr blieb Rhythmisches und Stilgeformtes aus seiner ersten Dichterzeit lebendig. Es packt ihn immer einmal wieder. Die „Frühlingsklänge“ ist Beweis. Diese löbliche, von lichten Bildern überfläumende Verslust! Die Fanfarentöne aus Gründdeutschland und auch die reizvolle Notizblatt-Tropfenform aus der Zeit der Anselmus lehrte wieder. Aber über das Ganze ist eine freiere Höhe künstlerischen Werdens hingegossen. Die Selbstherrlichkeit, das Nicht-unterworfensein, das Darüberstehen, Selbstbestimmen, die Selbstsicherheit der Lebensführung — das alles wirkt. Der „reine Lebensklang“, den er empfängt, färbt alle Wortfügung und alle Sinnbildung. In dem Gedichte „Zukunftsdichter“ lebt Rhythmus und Strophierung des Liedes vom Steinlocher wieder auf. Es ist eben so: die Empfindungen seiner Jugend leben rhythmisch in ihm fort.

Und so wiederlegt dieses neue Buch kraftvoll all das legendär wiederholte Ungeug von Urteilen über den Wert und das Wandeln von Geist und Wesen Händellscher Lyrik. Hier sind alle Elemente aufs neue bereit, die uns diesen Dichter lieb machen. Der Optimus „Zukunftsdichter“, der mit aufgereckter Stirn und leuchtenden Augen in drängend ausquellendem Gefühl die neue Welt findet, die drunten im Proletariat emporwächst, wird begeisterten Widerhall

weithin in der Arbeiterklasse erwecken: es ist eins der herrlichsten Gedichte, die ihr je gegeben wurden. Und wer Händells Buch zur Hand nimmt, der mag, um den Dichter ganz zu erwerben, sich von des Dichters zuerst zu Berliner Arbeitern gesprochener Mahnung leiten lassen:

Wer einen Punkt ergreift mit ganzer Seele,
Dem tritt in einem Punkt das Ganze naß.

Franz Diederich.

Kleines feuilleton.

kh. In einem japanischen Seheraal. Ueber die Schwierigkeiten, mit denen der Druck einer japanischen Zeitung verbunden ist, plaudert ein englisches Blatt. Die Japaner wie die Chinesen haben eine besondere Schriftsprache, die von dem gesprochenen Wort beträchtlich verschieden ist. Sie verwenden für ihre Literatur andre Ausdrücke als bei der gewöhnlichen Konversation. So ist es notwendig, daß die Zeitungen bis zu einem gewissen Grade in zwei verschiedenen Sprachen gedruckt werden, im „Kana“ und in den vieredigen Zeichen, von denen die einen einen Schlüssel der andern bilden. Diese Schriftzeichen sind den chinesischen ideographischen Schriftbildern nachgebildet, einem fürchtbaren Mischmasch von geometrischen Figuren, Kreuzen und Zigzags, deren Druckbild ungefähr so aussieht, wie wenn unzählige betrunkenen Fliegen mit ihren Füßen voll Tinte über das Papier hingelaufen wären. Von diesen ideographischen Druckbildern sind etwa 4000 bis 5000 im täglichen Gebrauch. Der Seher muß also ein recht gelehrter Mann sein, um diese verschiedenen Zeichen zu unterscheiden, eine Arbeit, die auch eine große Anstrengung für die Augen bedeutet. Um nun dem Schriftsetzer die Arbeit möglichst zu erleichtern, ist der Seheraum in besonderer Weise eingerichtet. Der Seher sitzt an einem kleinen Tisch, auf dem die 47 „Kana“-Buchstaben ausgebreitet sind. Wenn er sein Manuskript bekommt, so schneidet er es in kleine Streifen und giebt jeden der Streifen an einen Burschen. Der läuft nun mit seinem Streifen den Saal entlang und sucht sich aus einer Anzahl von Kästen die ideographischen Zeichen aus. Ein halbes Dutzend Jungen rennen so fortwährend eifrig hin und her und lassen dabei einen dumpfen murmelnden Gesang hören; sie singen nämlich den Namen des Wortbegriffs, den sie gerade suchen und summen so die Töne vor sich hin, da kein Japaner aus den niederen Volksklassen fähig ist, eine Zeitung oder ein Buch zu lesen, wenn er sich nicht zugleich auch laut die Aussprache der einzelnen Schriftzeichen bildet. So bietet eine japanische Druckeri ein merkwürdiges Schauspiel. Man hört ein fortwährendes Gekwir von Stimmen, die sich zu melancholisch gezogenen Tönen vereinen, sieht Leute geschäftig hin- und herlaufen und glaubt in einer Singschule oder gar in einem Tollhause zu sein, bis man über den Sinn dieses seltsamen Verfahrens aufgeklärt ist. Wenn die Jungen ihre Schriftzeichen alle zusammengefunden haben, dann breiten sie sie vor dem Seher aus, der nun mit Hilfe einer großen Brille die einzelnen Zeichen enträtselt und dann die dazu passenden Buchstaben in der „Kana“-Sprache auswählt; endlich setzt er das ganze in Druck. Die einzelnen Korrekturbogen werden dann wieder von dem einen Korrektor dem andern laut zugeföhrt, wodurch ein ohrenbetäubender Lärm entsteht, so daß das Drucken einer Zeitung in Japan mit dem größten Spektakel verbunden ist.

— Das Liaothal bezeichnet der amerikanische Konsul in Nintschwang als die größte Borratskammer der Welt für Bohnen und Hirse, denen der Weizen an Ertrag beinahe gleichkommt. Durch die bedeutende Bohnenernte, die zur Nahrung und zur Bereitung von Öl und Bohnenkuchendünger dient, wird das an der Liaomündung gelegene Nintschwang zur Regenzeit zu einem Stapelplatz für Bohnen, wie es sonst keinen giebt. Aus dem Liaothal werden jährlich für 40 Millionen Mark Brot- und Hülsenfrüchte ausgeführt. Miskernoten und Hungersnot sind unbekannt, die Ernte ist so regelmäßig wie nur irgendwo in der Welt bei natürlicher Bewässerung. Die durch den Liao und dessen Nebenflüsse bewässerte Landschaft hat einen Umfang von etwa 160 000 Quadratkilometern. Sie ist zum Teil gebirgig, aber das meiste Land ist eben oder von leicht abfallenden und anbaufähigen Hügeln gebildet. Der Boden ist meist sandiger Lehm mit einer Beimischung von Thon. Kies und Steine kommen selten vor, so daß es beim Eisenbahnbau eine schwere Aufgabe war, an der Strecke genügend Schotter beizubringen. Die Bearbeitung des Bodens ist im allgemeinen leicht, und die reichen Bohnen- und Hirsernten scheinen das Erdreich nicht zu erschöpfen. In dem mongolischen Teile des Thales ist das Land meist noch in jungfräulichem Zustande und giebt nur Weide für Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen. Von diesem Landesteile gehören noch weite Striche den mongolischen Fürsten oder werden durch sie beherrscht. Der Krieg hat eine aufstrebende Geschäftigkeit unterbrochen, welche die Anlage von modernen Mühlen ins Auge gefaßt hatte und die besten Aussichten bot. Man hatte schon darauf gehofft, daß binnen zwei Jahren die Mandchurei Weizen nach Europa ausführen würde. Das Liaothal dürfte später für die Ausfuhr von Erzeugnissen der Wolllerei und der Schweine- und der Rinderzucht in Betracht kommen, und bei der Zusammenfassung des Bodens und seiner Ebenheit sowie den allgemeinen klimatischen Verhältnissen wird ein großer Teil des Liaothales sich besonders für die Gewinnung von Luzerne eignen. Der Liao fließt die Wasserläufe aus dem südlichen Teile des Mandchurei und einem mongolischen Landesstrich ab.

(„Königliche Zeitung“.)

c. Eine Auskunftstelle für die preussischen Bibliotheken. Ueber eine neue Einrichtung, die den Männern der Wissenschaft die Benutzung der Bücherschätze aller preussischen Bibliotheken erheblich erleichtern soll, wird uns geschrieben: Bekanntlich fehlt es Deutschland an einer großen Centralbibliothek, wie England und Frankreich sie besitzen; bei uns ist, entsprechend der Decentralisation des Bildungswesens, auch das Bibliothekswesen zersplittert. Mit Rücksicht darauf ist besonders von Treitschke in seinem Aufsatz über die königliche Bibliothek in Berlin das Verlangen ausgesprochen worden, daß wenigstens die Kataloge der größeren deutschen Bibliotheken zu einem Gesamtkatalog vereinigt würden, damit an einer Stelle sofort zu ersehen wäre, welche deutsche Bibliothek ein bestimmtes Buch besitzt. Seit mehreren Jahren ist man an das Unternehmen herangetreten, diesen Gedanken, zunächst in der Beschränkung auf Preußen zu verwirklichen und aus den Katalogen der königlichen Bibliothek in Berlin und der preussischen Universitätsbibliotheken einen Gesamtkatalog herzustellen. Während dieses Werk rüstig fortgeschritten, erfährt jetzt die Geschäftsstelle des Gesamtkatalogs (Berlin, Dorotheenstr. 5) eine Erweiterung ihres Arbeitsprogramms. Wie sie nämlich in der „Deutschen Literaturzeitung“ bekannt macht, wird sie künftig auf frankierte Anfragen Auskunft darüber erteilen, ob ein gesuchtes Buch in einer der genannten Bibliotheken sich findet, und welche Bibliothek dies ist. Als Gebühr für die Inanspruchnahme der Geschäftsstelle ist der Anfrage für jedes gesuchte Buch der Betrag von 10 Pf. in Reichspost-Freimarken beizufügen. Damit wird dem Gesamtkatalog eine Aufgabe gestellt, die in Italien, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, schon längst von den Bibliotheken in den Rahmen ihrer Thätigkeit eingeschlossen ist. —

Völkerrunde.

gc. Der Speisezettel der Lappländer. Der Name Lappland deckt drei Nordpolgegenden mit drei verschiedenen Rassen: die Skandinavier im Norden von Schweden und Norwegen, die Finnen in Nordfinland und die eigentlichen Lappen im nördlichen Norzland, insbesondere auf der Halbinsel Kola. Das sind dreierlei Völker, denen auch dreierlei Küchen entsprechen. Das Hauptnahrungsmittel der Skandinavier sind Fische. Sie essen solche gesalzen oder getrocknet; besondere Zubereitung erfahren nur einzelne Lederfische, wie in Wasser gejottene Stodfischeleber, ein sehr geschätztes Gericht. Nach den Fischen kommt die Milch, die in der üblichen Form von Rohmilch, Butter und Käse genossen wird. Jedes Individuum konsumiert 15 bis 20 Kilogramm Butter jährlich. Ebenso wird viel Käse gegeben und zwar in verschiedenen Formen, unter denen der „Myjost“ der beliebteste ist. Er wird aus Magermilch hergestellt, sieht wie Seife aus, schmeckt auch so, einem civilisierten Europäer wenigstens. Gemüse und Brot wird wenig gegessen, letzteres nur in Form harter Kuchen aus Roggen, Gerste oder Hafer. Auch Fleisch wird nicht viel verzehrt, namentlich kein frisches. Bei festlichen Anlässen ist gejalzenes Rentierfleisch sehr beliebt. Viel ärmerlicher geht es bei den Finnen zu, die fast in beständiger Hungersnot leben. Sie essen nur Fische und Milch, keine Butter, keinen Käse, kein Brot oder höchstens solches, das aus zerlöthener Fichtenrinde bereitet ist. Die eigentlichen Lappen haben die größte Mannigfaltigkeit in der Küche. Sie haben z. B. zahlreiche Weisbuden, die Rentiermilch zu Ionervieren. Diese Milch ist dick und zähe wie Kleister; man würzt sie mit Beeren und macht sie in Fässern ein. Eine andre Sorte läßt man gefrieren und bewahrt sie als Eis auf, das man nach Bedürfnis auftauen läßt. Aus Rentiermilch wird auch ein Käse bereitet, der sehr nahrhaft ist; der nomadische Lappe genießt ihn, indem er ihn in Scheiben schneidet und in Kaffee taucht. Frisches Fleisch wird nur genossen, wenn der Lappe ein Tier seiner Herde schlachten muß. Dann sucht er aber zuerst seine Lederfische heraus: Leber, Herz, Nieren und Därme. Bei der Zubereitung dieses Lieblingsessens wird sorgfältig darauf geachtet, daß beim Kochen der Schaum abgeschöpft wird; dieser wird dann als besonderes Gericht warm aufgetragen. —

Medizinisches.

en. Der Einfluß von Augenüberanstrengung auf das Gehirn. Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß das Auge als der meist entwickelte Sinn in einem besonders engen Zusammenhang mit dem Gehirn steht. Damit ist die Anschauung verbunden, daß eine Überanstrengung des Auges stärker auf das Gehirn zurückwirkt als die irgend eines andern Sinnes. Viele Aerzte sind sogar der Meinung, daß auf diesem Wege verschiedene Störungen der geistigen Thätigkeit mittelbar durch das Auge hervorgerufen werden. Ueber diese Frage hat nun vor der Akademie der Medizin in New York eine sachmännische Erörterung stattgefunden. Besonders eingehend wurde der Gegenstand von Professor Dana behandelt, der zunächst darauf hinwies, daß man zwar von Überanstrengungen des Auges, nie aber von einer solchen des Ohrs oder der Zunge sprechen hörte. Mit Bezug auf das Auge unterscheidet man gewöhnlich zwei Arten von Überanstrengungen, eine eigentliche, die auf einem Unvermögen der Anpassungsnerve beruht, und eine andre, die den Anstrengungen zur Ueberwindung dieser Unstimmigkeiten zuschreiben ist. Der letztere Vorgang soll es sein, der die Grundlage für eigentliche Geistesstörungen werden kann. Professor Dana stellt aber die Behauptung auf, daß überhaupt keine wirkliche Geistesstörung je von Augenüberanstrengung ausgegangen und daß ebensowenig eine solche je durch eine Korrektur von Seh-

fehlern geheilt worden ist. Eine gewisse Erschöpfung und Niedergeschlagenheit tritt allerdings ein, wenn Studenten und Bücherwürmer ihre Augen überanstrengen, falls diese schon Refraktionsfehler aufweisen; daselbe wird bei Personen mittleren Alters erfolgen, die an beginnender Kurzsichtigkeit leiden. Ruhe und auch die Benutzung passender Gläser sind hier das einfache und einzige Heilmittel. Dagegen werden geistig gesunde Menschen durch Sehfehler nicht geistig krank, und nur erblich belastete Personen können durch Überanstrengung des Auges schneller diesem Schicksal zugeführt werden. Auch andre Sachverständige vertraten den Standpunkt, daß die Beziehung von Epilepsie, Weitzanz und andern Erkrankungen des Gehirns zu der Beschaffenheit des Auges sehr übertrieben worden wäre. Es sind verschiedentlich gründliche Versuche gemacht worden, den Einfluß einer Augenbehandlung bei Epileptischen zu beobachten, aber stets sind die erhofften Erfolge ausgeblieben. —

Humoristisches.

— Aus der Griechenowstraße. „Sind Sie der Herr v. Osten?“

„Ja, Junge. Was willst Du denn?“
 „Lassen Sie mir einen Ogenblick zu'n klugen Hans rin, id will man bloß meine Rechenuffgabe von ihm abschreiben!“ —

— Unerwartete Aufklärung. Dame (von auswärts zum erstenmal in einer großen Kaffeegesellschaft der Residenz): „Sagen Sie, Frau Doktor, sind Sie nicht zuweilen eifersüchtig auf die Patientinnen Ihres Herrn Gemahls?“

Frau Doktor: „Ganz und gar nicht — mein Mann ist Tierarzt.“ —

(„Luftige Blätter“.)

Notizen.

— Der französische Papyrusforscher P. Jouquet hat auf einem kürzlich im Fayum (Aegypten) ausgegrabenen Papyrus Reste eines Lustspiels des Menander gefunden. Auf einem andern Blatt entdeckte er eine Sammlung von wichtigen Aussprüchen des Cynikers Diogenes. —

— Ueber Jahr und Tag wird es einen Schriftsteller-Kapitalisten mehr in Deutschland geben: Arno Holz. Nach seinem „Traumulus“ schnappen die Theaterdirektoren wie die Enten nach einem Speckbroden. —

— Das National-Theater soll nun heute (Donnerstag) eröffnet werden. —

— Herbert Eulenburgs Tragödie „Ein halber Held“ hat es im Münchener Schauspielhaus (Aufführung der dramatischen Gesellschaft) zu keinem ganzen Erfolg bringen können. —

— Karl Weib, der Komponist der „Polnischen Juden“, hat ein neues Werk, „Die Dorfmusikanten“, vollendet. Es wird noch in diesem Winter am Deutschen Landestheater in Prag zur Aufführung gelangen. —

— Eine Plakat-Schule eröffnen am 1. Oktober Ernst Growald und Karl Schnebel, Kurfürstendamm 214. Zeichnerisches Können wird vorausgesetzt. In Aussicht genommen sind Drei-Monats-Kurse; wöchentlich vier Stunden; Mittwoch und Sonnabend von 6—8 Uhr. Honorar: 60 Mark. —

— Störungen von Telegraphenleitungen. Der „Königlichen Zeitung“ wird aus Ostfriesland geschrieben: In der letzten Zeit wurden mehrfach Störungen der Telegraphenleitungen Emden—Wilhelmshaven und Wilhelmshaven—Norderney festgestellt, die den Betrieb während der Vadesaison schwer beeinträchtigten und deren Ursache man jetzt endlich nach langem vergeblichen Suchen durch Zufall entdeckte. Am Deiche bei Horumerfiel wurden in der Nähe von Friederikenfiel wohl über tausend Stare auf der Leitung beobachtet, deren Gewicht den oberen Draht auf den unteren herabdrückte und dadurch den Leitungsstrom ausschaltete. Als man die Tiere verschuchte, war die Störung sogleich beseitigt. —

— Die Beeren des schwarzen Hollunders reifen jetzt. Zu einem diden Drei eingeladen sind sie gut gegen Magenverfäimmungen. Unentbehrlich aber ist der Saft dem, der sich einen Karpfen „schwarz“ siedeln will. —

— Der Teufel in der Notationsmaschine. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus München geschrieben: Hier kursiert folgendes Geschichtchen, das den Vorzug haben soll, wahr zu sein. Kürzlich ging eine bayrische liberale Zeitung in einen andern Verlag über. Der neue Verlag fand in der Druckerei eine betagte Notationsmaschine, die seinen Zwecken nicht mehr entsprach, weshalb sie zum Verkauf angeboten wurde. Die ehrwürdige Notationsmaschine wurde also in ihr neues Heim verbracht, wo man ihr aber nicht recht traute, denn bevor sie ihren nunmehr liberalen Dienst antreten durfte, wurde sie kräftig mit Weifhrauch ausgeräuchert, auf daß der böse liberale Geist auch wirklich aus ihr ausfahre. Erst als dieser Teufel ausgetrieben war, durfte sie arbeiten. So wurde die brave Maschine noch auf ihre alten Tage fromm, und es steht zu hoffen, daß sie nie mehr in ihre liberalen Jugendtünden zurückfallen wird. —